

Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität

Rainer Maderthaner

Trotz der vorhandenen (und auch oft von den Menschen als solche empfundenen) ökologischen Belastungen werden die Städte voraussichtlich als Siedlungsräume weiterhin attraktiv bleiben, und zwar aus psychischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Gründen. Vermutlich wird die trendmäßig erkennbare Zunahme des Umweltbewußtseins, der Einsatz neuer Technologien (z.B. Telematik), die verstärkte Integration der verschiedenen urbanen Nutzungsbereiche (Wohnen, Versorgung, Arbeit, ...) und die zunehmend genutzte Möglichkeit zur Mitbestimmung die Lebensqualität in Städten zukünftig heben. Bedacht muß allerdings werden, daß die Lebensqualität des Menschen im wesentlichen von den Möglichkeiten zur Befriedigung seiner individuellen Bedürfnisse abhängt und daher nur beschränkt über objektive Kriterien ("Sozial-, Wirtschafts- oder Umweltindikatoren") erfaßt werden kann. Befriedigende Sozialkontakte sowie seelische und körperliche Gesundheit können als wichtigste Voraussetzungen für habituelles Wohlbefinden ("Glück") gelten. Ob es jemandem gelingt, befriedigende Sozialbeziehungen aufzubauen, hängt einerseits von den Chancen ab, Kontakte mit solchen Personen zu intensivieren, die sich in einer vergleichbaren Lebenslage zu befinden, und andererseits von der eigenen Kommunikationsbereitschaft, die allerdings durch die jeweilige räumliche und architektonische Struktur wesentlich mitbeeinflußt ist. Als kommunikationshemmend gelten jedenfalls Situationen, in denen hohe soziale Kontaktdichte herrscht (z.B. Hochhäuser, Großraumbüros), da in solchen Räumen häufig ein sozialer Kontrollverlust auftritt, der Cliquenbildung, Territorialverhalten, wechselseitige Aggression und Verantwortungsschwund zur Folge hat.

Urbaner Lebensraum und Nutzungsbereiche

Seit der Jahrhundertwende sind Städte, Großstädte und Millionenstädte im Zunehmen begriffen; im Jahre 2000 dürften bereits mehr als 50% der Weltbevölkerung in Städten wohnen. Die Gründe für diesen ganz besonders in Entwicklungsländern sichtbaren Trend zur *Land-Stadt-Migration* sind ökonomischer, sozialer und persönlicher Natur, wobei für das Stadtleben häufig die größeren Freiheiten und Chancen in der Lebensgestaltung (z.B. Berufsausbildung, Beschäftigungsmöglichkeiten, Freizeitalternativen) ins Feld geführt werden (Goldschmidt, 1990).

Tatsächlich sollte trotz mancher ökologisch und gesellschaftlich bedenklicher Stadtentwicklungen (z.B. Los Angeles, London, Mexiko-City) nicht vergessen werden, daß eine Ballung von Menschen im gleichen Siedlungsgebiet viele infrastrukturelle und ökonomische Vorteile bietet, wie etwa geringeren Flächenbedarf für Siedlungen, kostengünstigere Versorgungs- und Entsorgungsmöglichkeiten, effizientere Verwaltung, mehr Ausbildungsgelegenheiten, ein größeres Beschäftigungsangebot, rationellere Produktionsbedingungen usw. Aus der in Großstädten um das 10 - 50-fache größeren Besiedlungsdichte (z.B. Wien: 3.813 Personen / km² im Vergleich zu Niederösterreich 78 Personen / km²) kann man das Ausmaß der möglichen wirtschaftlichen Rationalisierung durch die Urbanisierung abschätzen (Österreichisches Statistisches Zentralamt & Umweltbundesamt, 1994).

Diesen ökonomischen Vorteilen der Urbanisierung stehen allerdings ab einem kritischen Wert der urbanen Bevölkerungszunahme verschiedene Nachteile gegenüber. Kommunikationsstörungen (Eibl-Eibesfeldt, 1994), soziale Teilnahmslosigkeit

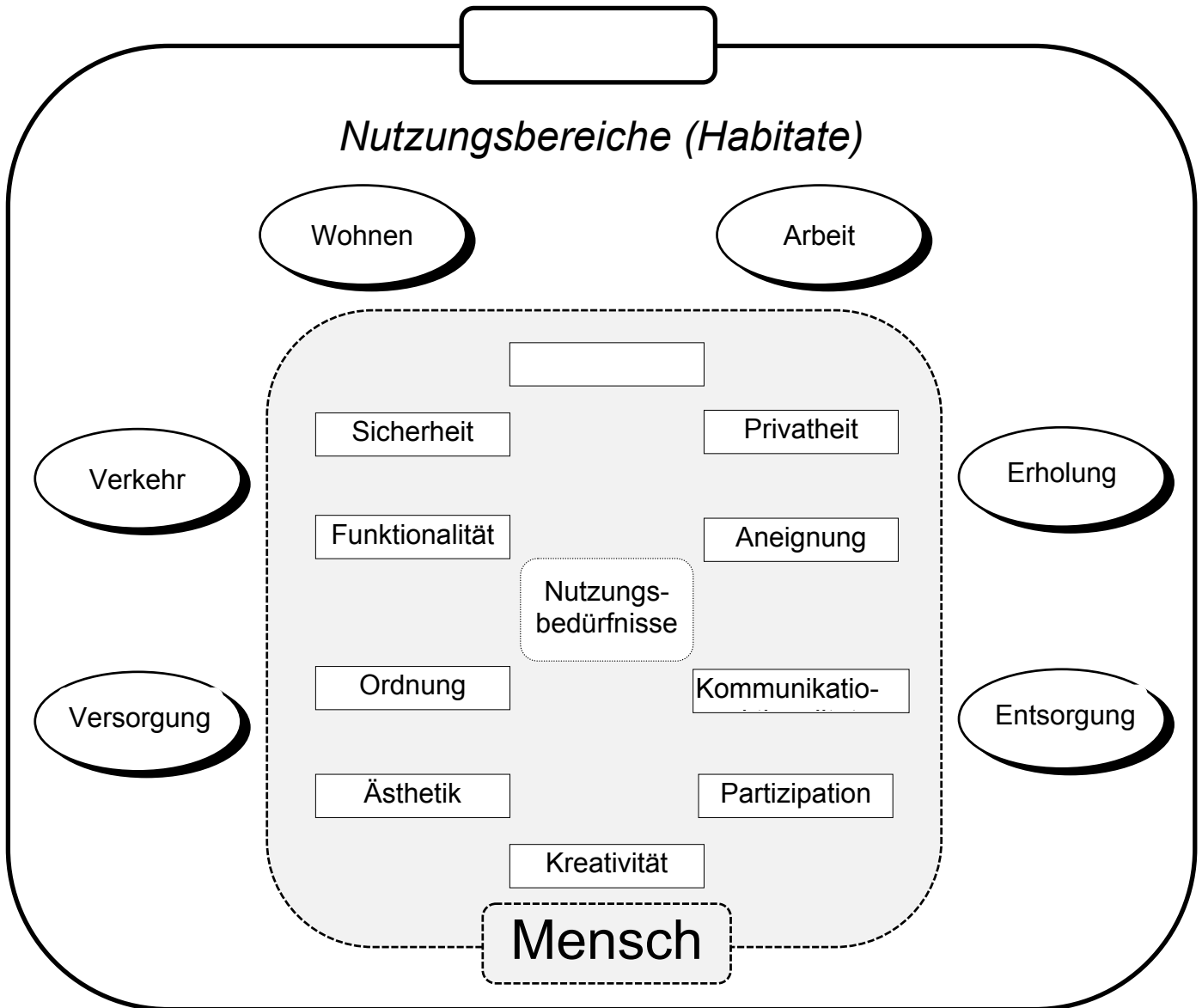


Abb. 1. Nutzungsbereiche der Umwelt und Nutzungsbedürfnisse des Menschen

(„bystander apathy“; Latané & Darley, 1968), (organisierte) Kriminalität (Angell, 1974), Zunahme von Infektions- und Geschlechtskrankheiten, psychische Störungen (Ängste, Depressionen, Neurosen) und die Ausgrenzung sozial Schwächerer (Richter, 1989) werden seit den Dreißigerjahren in verschiedenen stadtsoziologischen, sozialpsychologischen und humanökologischen Arbeiten als negative Folgen einer Verstädterung des Lebens genannt (s. Friedrichs, 1981). Manche dieser Effekte konnten später auf dichtekorrelierte sozio-ökonomische Variablen zurückgeführt werden (z.B. Armut, Arbeitslosigkeit, ethnische Heterogenität, Segregation) bzw. auf die soziale anstatt auf die räumliche Kontaktdichte beschränkt werden (Galle et al., 1972; Kirmeyer, 1978).

Um die Auswirkungen des Stadtlebens auf den Menschen genauer analysieren zu können, wird man allerdings nach den verschiedenen Funktionen des urbanen Lebensraumes differenzieren müssen. In Erweiterung der „Charta von Athen“, in der das (inzwischen obsolete) städtebauliche Prinzip einer Funktionstrennung nach Wohnen, Arbeiten, Verkehr und Rekreation proklamiert wurde, kann man sechs verschiedene *Nutzungsbe-*

reiche oder *Habitats* der menschlichen Umwelt unterscheiden, für die jeweils verschiedene Zielsetzungen und Handlungsorientierungen gelten (siehe Abb. 1). Im Gegensatz allerdings zur veralteten städtebaulichen Doktrin einer räumlichen Trennung städtischer Funktionen vertreten heute allerdings viele Stadtplaner die Forderung nach möglichst umfassender Integration dieser menschlichen Habitats.

Grundsätzlich scheint es für die Lebenszufriedenheit und Beurteilung der Lebensqualität kaum eine Rolle zu spielen, ob jemand in der *Stadt*, in einem *Vorort* oder am *Land* wohnt, wenn die Nachbarschafts- und Freundschaftsbeziehungen als gut bezeichnet werden (Adams, 1992). Aus verschiedenen Befragungen geht allerdings hervor, daß sich mehr als fünfzig Prozent der Bevölkerung von einer Wohnung am Stadtrand bzw. in einem von der City nicht zu weit entfernten Vorort die beste Lebensqualität erwarten (z.B. Oppong et al., 1988).

Lebensraumbezogene Bedürfnisse

Das Wohlbefinden und die Lebensqualität einer Person kann wohl aus den Möglichkeiten zur Befriedigung der individuellen *Bedürfnisse* abgeleitet werden, während eine Frustration wichtiger Bedürfnisse zumeist - vielleicht mit Verzögerungen - aggressive, depressive oder apathische Reaktionen zur Folge haben wird. Auf längere Sicht können sich aus der permanenten Frustrierung wichtiger Bedürfnisse und Wünsche auch Gemütsstörungen, Selbstabwertungen, pessimistische Lebenseinstellungen, Neidkomplexe, übermäßige Konkurrenzeinstellungen, Rassenhaß, politischer Extremismus und nationale Vorurteile entwickeln.

Bedürfnisse, deren Befriedigung überwiegend von der Gestaltung des Lebensraumes bzw. der spezifischen Nutzungsbereiche (Wohnhabitat, Arbeitshabitat, Erholungshabitat usw.) abhängen, gelten als *lebensraumbezogene Bedürfnisse*. Aus verschiedenen umweltbezogenen Publikationen (Flade, 1987; Tognoli, 1987; Kubinger et al., 1986a; Maderthaler, 1982) lassen sich zumindest zehn lebensraumbezogene Bedürfnisse eruieren (Maderthaler & Spielhofer, 1992), bei deren Frustration verschiedene „Mangelerscheinungen“ entstehen können (siehe Tab. 1).

Unter älteren Menschen haben sich in verschiedenen gerontologischen Studien besonders die Bedürfnisse nach Autonomie (Mobilität, Versorgung) und Sicherheit (vor Unfällen und Kriminalität) als dominant für die Lebenszufriedenheit herausgestellt (Titze, 1992; Bergener et al., 1988), außerdem auf Gegenseitigkeit aufgebaute Sozialkontakte (McGhee, 1984; Antonucci & Jackson, 1990; Bösch & Meyer-Fehr, 1986; Sosna & Wahl, 1983).

Würde man sich bei der Planung von Siedlungen und Umräumen - im Sinne einer optimalen Nutzeranpassung - nun aber ausschließlich an den geäußerten Wünschen orientieren, so bekäme man sehr bald *Realisierungsprobleme*, da Bedürfnisse

1. sich nur beschränkt verallgemeinern lassen (z.B. das Bedürfnis nach Kreativität),
2. sich mit der Lebenssituation verändern (z.B. das Bedürfnis nach Verringerung des Sozialkontaktes bei Familiengründung),
3. unrealistisch, asozial oder ökologischschädlich sein können (wie z.B. der Wunsch nach Motorisierung jedes Familienmitgliedes),

4. kompensierbar sind (z.B. Bedürfnis nach Sozialkontakt durch das Bedürfnis nach Regeneration) und
5. einander ganz oder teilweise ausschließen können (z.B. soziale Interaktion und Privatheit).

Tabelle 1. Lebensraumbezogene Bedürfnisse, deren konkrete Manifestationsaspekte und mögliche Konsequenzen einer Bedürfnisfrustration (nach Maderthaner & Spielhofer, 1992).

Bedürfnisse	Einzelaspekte	Mögliche Konsequenzen der Nichtbefriedigung
1. Regeneration	Besonnung, Tageslicht, Belüftung, Lärmschutz, Räume für körperliche Aktivität, Spiel- und Sportanlagen, keine Emmissions- und Geruchsbelästigung, soziale Belästigungen	Physische und psychische Erschöpfung, Krankheitsanfälligkeit, Schlafstörungen, Migräne, Bluthochdruck, Haltungsschäden, Reizbarkeit, Streß, Depression, Kommunikationsverweigerung
2. Privatheit 3. Sicherheit	Wahrung der Intimsphäre, Schutz vor Einsehbarkeit und Mithören, Sicherheit von Wegen, geringe Gefahr von Einbrüchen und Überfällen	Ärger, Streß, Angst, Aggression, Depression, Sozialer Rückzug (z.B. "TV-Vielseher"), Streitigkeiten mit Mitbewohnern, geringe Ortsverbundenheit
4. Funktionalität 5. Ordnung	Raumbedarf, Praktikabilität, Bequemlichkeit, Orientierung im Siedlungsgebiet	Ärger, Freizeitverlust, finanzieller Mehraufwand, geringe Ortsverbundenheit, Desorientierung, Wohn- und Lebensunzufriedenheit
6. Kommunikation 7. Aneignung 8. Partizipation	Gespräche, Nachbarschaftshilfe, Mitbestimmung, Mitverantwortung, Mitarbeit in Wohnhaus- und Siedlungsgremien), Treffpunkte, Gemeinschaftsräume	Soziale Vorurteile und Konflikte, geringe Wohnzufriedenheit, Trend zu Zweitwohnsitzen (Wochenendhäuser, Schrebergärten), Wochenendmobilität, Vandalismus, Cliquenbildungen, Segregation
9. Ästhetik 10. Kreativität	Gebäude- und Fassadengestaltung, Strassenensembles, Siedlungscharakter, Grün- und Freiflächenanordnung	Geringe Ortsverbundenheit und Wohnzufriedenheit, negative Gemütsstimmung, subjektiver Prestigeverlust, Abwanderung, Vandalismus, Delinquenz

Bei Befragungen zu dieser Thematik lohnt es sich daher, eine genaue Analyse der Wertigkeit, der Austauschbarkeit und des Wechselbezuges von Wünschen durchzuführen (vgl. etwa Kühberger, 1992: „Trade-off Spiele“).

Für die *Fragebogen-Erfassung* von Bedürfnissen bzw. des Grades ihrer Befriedigung (über Fragebögen) gelten die gleichen psychologischen Einschränkungen und Vorbehalte wie bei sonstigen Einstellungserhebungen, daß nämlich die Einschätzung einer befragten Person von der Art der gestellten Fragen, vom Interviewpartner, von der persönlichen Erlebnisstruktur (z.B. Wohnenerfahrungen), von Lebensvergleichen mit anderen nahestehenden Kontaktpersonen (z.B. Berufs- oder Alterskollegen) und von der allgemeinen Stimmungs- und Gefühlslage beeinflusst ist - um nur die wichtigsten Faktoren zu nennen. Gelingt es bei der Planung von Fragebogenuntersuchungen nicht, solche

Quellen möglicher Verfälschungen auf methodische Weise (weitgehend) auszuschalten, dann sollten die Fragebogenverfahren besser durch qualitative Untersuchungsmethoden (z.B. teilstrukturierte Interviews, Tiefeninterviews) ersetzt werden (vgl. Mayring, 1991).

Lebensqualität und Lebenszufriedenheit

Unter dem Begriff *Lebensqualität* werden in der Literatur oft jene (möglichst objektiv erhebbaren) Existenzbedingungen des Menschen zusammengefaßt, die im allgemeinen zu einer Verbesserung der individuellen Lebenszufriedenheit führen. Zur Messung von Lebensqualität werden bestimmte soziale oder ökologische Indikatoren angegeben, die zur Verwirklichung spezifischer gesellschaftlicher und ökologischer Zielvorstellungen führen. Als solche Indikatoren gelten einerseits Daten über Einkommen, Einkommensverwendung, Wohnverhältnisse, Beschäftigungsart, Gesundheit, Bildung und Partizipation der Bevölkerung (Mitbestimmung der Bevölkerung), und andererseits Daten über Lärmbelästigung, Luftverschmutzung, Landschaftsschäden, Abwasserbelastung oder Bodenschädigung in der Umwelt („Sozialindikatorenforschung“, „Umweltatlas“ in Deutschland; s. dazu Glatzer, 1990).

Psychologisch korrekter wäre es allerdings, den Begriff *Lebenszufriedenheit* anzuwenden, da dieser die subjektive Bewertung der aktuellen physischen, sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen eines Menschen widerspiegelt. Obwohl die Lebenszufriedenheit auch von der Lebensgeschichte, vom Anspruchsniveau, von sozialen Vergleichsprozessen, von Gerechtigkeitsüberlegungen und von den individuellen Bedürfnissen einer Person abhängt, kann sie dennoch als einigermaßen reliable Variable zur Erfassung des subjektiven Wohlbefindens angesehen werden (vgl. Diener, 1984; Glatzer & Zapf, 1984).

Da sich also die "Lebensqualität" letzten Endes nur als (gewichtete) Zusammenfassung der zu verschiedenen Zeitpunkten geäußerten „Lebenszufriedenheiten“ verstehen läßt, bleibt sie trotz aller Versuche, ihr über Statistiken und Indikatoren eine objektive Qualität zu verleihen, ein subjektiv determiniertes Charakteristikum menschlicher Existenz, welches wesentlich von den gegebenen Möglichkeiten zur Befriedigung individueller Bedürfnisse abhängt. Ein Ansatz in Richtung einer Verobjektivierung von Lebensqualität kann darin liegen, solche Bedingungen ausfindig zu machen, die für möglichst viele Menschen eine möglichst umfassende Befriedigung ihrer Bedürfnisse erlauben.

Bedingungen für Lebensqualität

Was sind nun aber die wichtigsten Bedingungen für Lebensqualität bzw. Lebenszufriedenheit? Als Grunderfordernis menschlicher Lebensqualität wird in Befragungen häufig *Gesundheit* genannt, welche keineswegs nur als Abwesenheit von Krankheit gelten kann, sondern seelisches, körperliches und soziales Wohlbefinden erfordert - wie ja auch die WHO-Definition besagt (s. dazu Abele & Becker, 1991, und Keul im Einleitungskapitel). Nach Burton (1990) resultieren die meisten Gesundheitsprobleme aus dem Lebensstil (z.B. Eß- und Trinkgewohnheiten), aus sozio-ökonomischen Belastungen und aus ökologischen Noxen.

Wichtige Indikatoren für Gesundheit in diesem Sinne sind nach Becker (1982, S. 9-10) gute emotionale und körperliche Befindlichkeit (z.B. Schmerzfreiheit, Angstfreiheit), positive psychische Aktivierbarkeit (z.B. Interesse, Unternehmungslust), Anstrengungsbereitschaft (z.B. Ausdauer), psychische und körperliche Leistungsfähigkeit, Außenorientierung der Aufmerksamkeit (d.h. keine übermäßige Zentrierung der Aufmerksamkeit auf eigene geistige, emotionale und körperliche Prozesse), psychische und körperliche Autonomie (z.B. Mobilität, keine Abhängigkeiten wie bei Süchten oder bei Pflegebedürftigkeit) bzw. hohe Kontrollüberzeugung (z.B. Veränderungsoptimismus) und hohes Selbstwertgefühl (Selbstbewußtsein, aber auch positive Einstellung zum Körper). Solche Gesundheitsindikatoren faßte Becker später zu nur drei Gesundheitsdimensionen zusammen, nämlich zu seelisch-körperlichem *Wohlbefinden*, *Selbstaktualisierung* und selbst- und fremdbezogener *Wertschätzung*, mit den Unteraspekten Selbstwertgefühl, Bejahung der Umwelt und Liebesfähigkeit (Becker, 1989; zit. nach Becker, 1991).

Wenn man das Wohlbefinden als relevanten Indikator für die Lebensqualität betrachtet, wird man auch die Dauer von Wohlbefindensphasen mitberücksichtigen müssen, weshalb oft zwischen *aktuellem* und *habituellem Wohlbefinden* differenziert wird (Abele & Becker, 1991). Gesteigertes habituelles Wohlbefinden des Menschen wird üblicherweise als *Glück* apostrophiert. Argyle (1987) führt aufgrund einer Fülle empirischer Daten im wesentlichen vierzehn (zumeist voneinander abhängige) Ressourcen für die Entstehung von Glück (bzw. Lebenszufriedenheit) an, die nachfolgend noch näher erläutert werden: Körperliche und seelische Gesundheit, Sozialkontakte, Freizeit, Arbeit, Persönlichkeit, Einstellung, Einkommen, soziale Klasse, Geschlecht, Alter, Kultur, Nationalität und Ethnie.

Als bedeutsamste Glücksbedingungen wurden von Argyle (1987) medizinische *Gesundheit* (insbesondere für ältere Menschen) und befriedigende *Sozialkontakte* (z.B. zu Familienmitgliedern, zu Freunden und Arbeitskollegen) identifiziert. Die Einschränkung der Lebenszufriedenheit durch Erkrankungen und Behinderungen ist evident. Auch die Bedeutung der sozialen Beziehungen für die Lebensstimmung ist plausibel, worauf in den nächsten Abschnitten noch ausführlich eingegangen wird. Epidemiologische Studien verweisen überdies auf eine starke wechselseitige Beeinflussung zwischen psychischer und somatischer Gesundheit einerseits und sozialer Unterstützung andererseits (siehe dazu auch „Soziale Beziehungen und Beziehungsnetze“).

Der Ausübung von *Freizeitbeschäftigungen* (z.B. Sport, Hobbys) kommt ein sehr großer Befriedigungswert zu, denn solche Aktivitäten sind persönlich relevant, vorwiegend selbstbestimmt und intrinsisch motiviert (s. Nölder, 1990). Diese Bedingungen sind auch gute Voraussetzungen für die Entstehung sogenannter „Flow-Erlebnisse“ („optimal experience“), bei denen jemand in einer Tätigkeit völlig aufgeht, sich in einem Gleichgewicht zwischen situativen Anforderungen und individueller Leistungsfähigkeit befindet, und diesen Zustand hoher Kompetenz äußerst positiv erlebt (s. Csikszentmihalyi und LeFevre, 1989).

Arbeit und *Beruf* (z.B. Berufstätigkeit, Berufskompetenz) gelten ebenfalls als maßgebliche Faktoren für ein glückliches Leben, insbesondere für solche Personengruppen, deren Selbstbewußtsein wesentlich von ihren beruflichen Leistungen geprägt ist. Abgesehen von den bekannten kurz- und langfristigen negativen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die seelische Gesundheit (z.B. Depression, Apathie, Delinquenz, Verlust des Selbstvertrauens, sozialer Rückzug) dürften sich im Arbeitsprozeß vor allem Monoto-

nie, persönliche Unter- und Überforderung und soziale Probleme (z.B. „mobbing“) ungünstig auf die Arbeitszufriedenheit und damit indirekt auf die Lebenszufriedenheit auswirken.

Positive und negative Gefühle eines Menschen sind oft sehr viel stärker von dessen *Persönlichkeit* und *Einstellungen* abhängig als von der jeweiligen auslösenden Situation (Diener & Larsen, 1984). Als wichtigste derartig das Lebensgefühl fördernde Faktoren gelten emotionale Stabilität, Extraversion (vor allem Soziabilität), interne Kontrollüberzeugungen, soziale Kompetenz, Aufgabenorientiertheit, die Fähigkeit, sich auf positive Aspekte des Lebens konzentrieren zu können („Pollyanna principle“), und gute Streßbewältigung (vgl. Argyle, 1987).

Weniger bedeutsam als erwartet, aber nicht zu vernachlässigen, sind nach den Recherchen von Argyle (1987) der Einfluß des *Einkommens*, der *Sozialklasse*, der *Geschlechtszugehörigkeit* und des *Alters* auf das subjektive Wohlbefinden. Naturgemäß besteht zwischen Einkommen und Glückseinschätzung eine positive Beziehung (Bradburn, 1969), dem Einkommen wird aber im *subjektiven* Urteil kaum jene Bedeutung zugemessen (vgl. Campbell et al., 1976), die ihm eventuell - als vielfältig und indirekt wirksame Einflußgröße - real zukommt. Nach einer Erhebung von Spreitzer und Snyder (1974, zit. n. Argyle, 1987) an verschiedenen Alterskohorten der Bevölkerung, dürften junge Frauen (unter 35 Jahre) glücklicher sein als junge Männer, und alte Männer (über 65 Jahre) zufriedener als Frauen der gleichen Altersstufe. Mit dem Älterwerden nimmt zwar die Anzahl glücklicher Erlebnisse und deren Intensität kontinuierlich ab (Lewinson & McPhillamy, 1974), aber es vermindern sich auch die Ansprüche und Erwartungen, die an das Leben gestellt werden, so daß bei älteren Berufstätigen - verglichen mit jüngeren - oft eine höhere Arbeits- und Wohnzufriedenheit festgestellt werden kann (z.B. Kalleberg & Loscocco, 1983). Ein solcher positivierender Urteilsbias bei älteren Befragten zeigte sich auch in der Einschätzung von Umweltbedingungen und Bauwerken (z.B. Maderthaner & Schmidt, 1989).

Argyle (1987) diskutiert schließlich die Relevanz *nationaler*, *kultureller* und *ethnischer Einflüsse* auf die Lebenszufriedenheitsbeurteilung. Berücksichtigt man indessen die doch oft erheblichen Diskrepanzen zwischen den Lebensbedingungen von Nationen (z.B. Entwicklungs- und Industrienationen) oder von Bevölkerungsschichten (z.B. Weiße und Schwarze), so lassen sich die meisten Korrelationen wahrscheinlich aus Unterschieden in der Nahrungsversorgung, in der Gesundheitsbetreuung, in der Beschäftigungssituation, in der sozialen Situation, und auch in den Siedlungsbedingungen erklären. Tatsächlich konnten Near und Rechner (1993) für verschiedene westeuropäische Länder einen statistischen Zusammenhang zwischen herrschendem Lebensstandard und durchschnittlicher Beurteilung der Lebensqualität feststellen. Ein Nebenresultat derselben Untersuchung war übrigens, daß in den meisten Ländern eine übereinstimmende Rangreihung folgender drei Lebensqualitätskomponenten angegeben wurde: 1. Gesundheit, 2. Sozialbeziehungen, 3. Arbeit und Freizeit.

Bei allen genannten Lebensqualitätskomponenten besteht allerdings das Problem, daß deren Einschätzung durch die pauschale Lebenszufriedenheit (im Sinne eines "Halo-Effektes") verfälscht sein kann (Stones & Kozma, 1986): Wenn für das allgemeine Lebensgefühl einer Person etwa Besitz und Einkommen besonders wichtig erscheinen, und diese Faktoren gegeben sind, dann kann die Beurteilung anderer Lebensaspekte im Sinne einer einheitlichen Lebenssicht positiv angeglichen werden (vgl. Taylor & Brown,

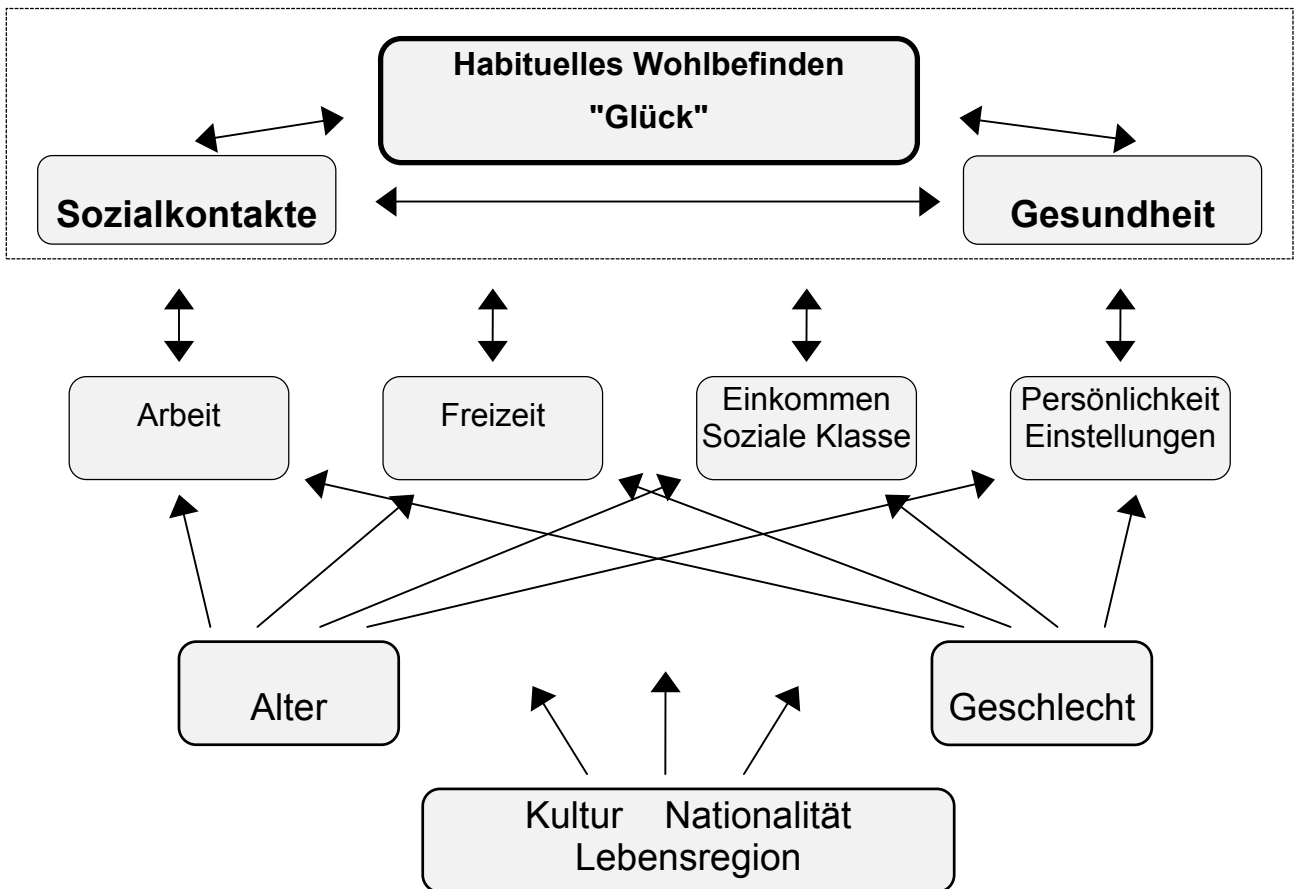


Abb. 2. Postulierte Hierarchie von Einflüssen auf habituelles Wohlbefinden

1988). Außerdem muß mit erheblichen Wechsel- und Rückwirkungen zwischen den genannten lebens- und personenbezogenen Glücksfaktoren gerechnet werden. Die nachfolgende Graphik (Abb. 1) soll in Anlehnung an Argyle (1987) die relevanten Komponenten für Glück bzw. habituelles Wohlbefinden gerafft darstellen und einen Interpretationsvorschlag für eine denkbare Kausalordnung liefern.

Soziale Beziehungen und Beziehungsnetze

Die Vielfalt möglicher sozialer Beziehungen läßt sich kaum in ein Klassifikationsschema bringen: Wir können Zufallsbekanntschaften haben, professionelle Beziehungen eingehen, Nachbarschaftskontakte pflegen, und Vereinsbeziehungen, Verwandtschaftsbeziehungen, Freundschaften, oder Liebesbeziehungen haben. In der amerikanischen Studie „Quality of American Life“ (Campbell et al., 1976; zit. nach Argyle, 1987) findet sich die folgende Gewichtung verschiedener Arten von Sozialkontakt für die Lebenszufriedenheit: 1. Familienleben, 2. Partnerschaft, 3. Freundschaften, 4. Gemeinschaften (Nachbarschaft), 5. Organisationen (z.B. Vereine, Kirchen).

In Michael Argyles Untersuchungen über den Befriedigungswert sozialer Beziehungen wird (auf Basis einer britischen Befragung) die Beziehung zum Liebes- bzw. Ehepartner mit Abstand an erste Stelle gereiht, dann kommen die Beziehungen zu Kindern, Eltern und Verwandten, Freunden, Arbeitskollegen und Nachbarn. Eine (enge) Beziehung zu einem Partner, einem Freund oder einem Kind, zählt für viele zu den positivsten Lebensereignissen überhaupt (Argyle & Henderson, 1986).

Allgemein können sich aus sozialen Beziehungen für ein Individuum viele Vorteile ergeben: Information, Mitgefühl, soziale Anerkennung, Steigerung des Selbstbewußtseins, soziale Integration, praktische Hilfe, Unterstützung in Notfällen, Fürsorge und sogar Pflege im Krankheitsfall (s. dazu Argyle und Henderson, 1986, 44-45).

Die Gesamtheit sozialer Beziehungen, die eine Person unterhält, wird auch als soziales Netzwerk bzw. *soziales Netz* bezeichnet, welches bei Einbezug oberflächlicher Bekanntschaften hunderte Menschen umfassen kann, während sich dauerhafte Sozialnetze zumeist kaum auf mehr als 30 - 40 Mitglieder beziehen (s. Laireiter, 1992, S. 25). Wenn sich auch der Begriff „soziales Netz“ bisher einer klaren Definition entzieht (Keul, 1993), so sind doch zu dieser Thematik tausende Publikationen erschienen, häufig gemeinsam mit dem Fachbegriff *soziale Unterstützung*, welcher nach Laireiter (1992, S. 12) „zentrale Funktionen sozialer Beziehungen“ beschreibt, „die sich auf die Befriedigung wichtiger sozialer und emotionaler Grundbedürfnisse des Menschen beziehen“, als da sind: Zugehörigkeit, Nähe, emotionale Wärme, Liebe, Sicherheit, praktische Hilfe, das Gefühl, wichtig zu sein, gebraucht zu werden usw.

Innerhalb der epidemiologischen Forschung hat man seit langem auf die Bedeutung sozialer Beziehungen für die *Krankheitsanfälligkeit* und das Sterberisiko hingewiesen (z.B. Lynch, 1977: „The Broken Heart“). Berkman und Syme (1979) etwa konnten in einer vielbeachteten Untersuchung in Kalifornien an mehr als 7000 Personen über neun Jahre hinweg eine um das Zwei- bis Dreifache höhere Sterblichkeit bei Personen geringer sozialer Integration (verglichen mit Personen hoher Sozialvernetzung) feststellen. Bemerkenswert ist, daß die Auswahl der unterschiedlich sozial integrierten Befragungspersonen unter Gleichhaltung des Gesundheitszustandes, des Gesundheitsverhaltens, des Alkoholkonsums, des Zigarettenkonsums, der sozialen Klasse und ähnlicher wichtiger Moderatorvariablen erfolgte, so daß statistische Verteilungsartefakte weitgehend ausgeschlossen werden konnten. Auch Bösch & Meyer (1991) konnten in Zürich präventive Effekte auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung durch organisierte Nachbarschaftshilfe feststellen.

Hinsichtlich der sozialen Integration von Personen muß allerdings differenziert werden, welche subjektive *Beziehungsqualität* vorherrscht, d.h. in welcher Art soziale Unterstützung gegeben ist, bzw. ob und wie diese wahrgenommen wird (s. etwa Schwarzer & Leppin, 1991; Laireiter, 1992). Der Bruch der Beziehungsregel „Freiwillig Hilfe anbieten, wenn sie benötigt wird“ zählt etwa zu den gravierendsten Regelverstößen in Freundschaften (Argyle & Henderson, 1986, 122). In einer Meta-Analyse von Schwarzer und Leppin (1989; zit. nach Schwarzer, 1990), in der die Ergebnisse aus 80 Studien über die Korrelation von sozialem Rückhalt und Morbidität bzw. Mortalität ausgewertet wurden, zeigte sich auch tatsächlich eine größere (mittlere) Korrelation zwischen Unterstützungszufriedenheit und Gesundheit ($r = 0.25$) als zwischen sozialer Integration und Gesundheit allein ($r = 0.06$).

Wenn soziale Unterstützung durch nahestehende Personen (Partner, Verwandte, gute Freunde) erfolgt (Bösch & Meyer, 1991), können Streßbelastungen weniger bedrohlich erscheinen (*Schildeffekt*), und bereits eingetretene psychische oder körperliche Störungen leichter ertragen werden (*Kompensationseffekt*). Soziale Unterstützung kann aber auch selbst als Konsequenz aus Gesundheitsbeschwerden auftreten, wenn nämlich aufgrund einer Erkrankung soziale Ressourcen aktiviert werden (*Mobilisierungseffekt*). Sozialer Beistand, der durch soziale, ökonomische oder gesundheitliche Sonderbelastungen provoziert wird (z.B. Arbeitslosigkeit, Krebserkrankung), ermüdet im allgemeinen nach etwa einem halben Jahr (Bloom & Spiegel, 1984; Strehmel & Degenhardt, 1986), obwohl davon positive Auswirkungen auf das Wohlbefinden und auf den Gesundheitszustand der belasteten Personen zu erwarten wären (Sherbourne et al., 1992). Insgesamt läßt sich aus verschiedenen Untersuchungen zusammenfassen, daß die positive Befindlichkeit eines Menschen mit der Stärke seiner sozialen Integration, dem Umfang seines sozialen Netzes, der Anzahl vorhandener Unterstützungspersonen und mit der Wahrnehmung der empfangenen sozialen Unterstützung zunimmt (Laireiter, 1992).

Determinanten der Beziehungsentwicklung

Von den für die Entstehung und Vertiefung oder für den Abbruch sozialer Beziehungen empirisch nachgewiesenen Determinanten (Levinger und Snoek, 1972; Maderthaner und Reiter, 1989) sind sieben speziell für urbane Beziehungen von Bedeutung:

Physische Nähe bzw. Häufigkeit des Sozialkontaktes: Zajonc (1968) wies nach, daß die Häufigkeit der Konfrontation mit einem Reiz (z.B. ein Portrait-Foto) dessen Attraktivität ansteigen läßt. Aus der Angstforschung ist außerdem bekannt, daß die oftmalige Konfrontation eines Menschen mit einer verunsichernden oder eventuell angstauslösenden Situation oder Person (z.B. einem Fremden) zu einer Minderung der damit verbundenen negativen Gefühlsqualität führt. Die Bedeutung der räumlichen Nähe (z.B. gleiche Schlafräume) für die Wahl von Freunden wies Segal (1974) in Ausbildungsheimen von Polizeischülern nach. Und im Kontaktmangel zwischen Partnern, in der „Einsamkeit zu zweit“, wird ein wichtiger Grund dafür gesehen, daß partnerschaftliche Beziehungen scheitern (z.B. Hahlweg et al., 1982). Die Umstände aber, unter denen Sozialkontakte positive oder negative Auswirkungen auf das menschliche Zusammenleben haben, sollen nachfolgend näher diskutiert werden.

Soziodemographische Übereinstimmung: Daß sich Übereinstimmungen in Herkunft, Ethnie, Geschlecht, Beruf, Status, Religion, Einkommen und anderen persönlichen Eigenschaften oder Lebensbedingungen als beziehungsstiftend bzw. beziehungsleichternd erweisen, ist eine alltägliche Lebenserfahrung, zu der es auch psychologische Studien gibt (z.B. Hollingshead & Redlich, 1958). Alleine die entsprechenden Selbst- und Fremdklassifikationen führen schon dazu, daß sich soziodemographisch ähnliche Bevölkerungsanteile in den gleichen urbanen Siedlungsbereichen niederlassen. In diesem Fall, nämlich wenn sich ein hoher Prozentsatz der Träger eines bestimmten soziodemographischen Merkmals im gleichen Stadtgebiet ansiedelt, spricht man von hoher merkmalspezifischer „Segregation“ (Friedrichs, 1981). Für gleichartige Wohnpräferenzen von Angehörigen gleicher sozialer Klasse bzw. Schicht sind allerdings natürlich nicht nur psychische Gründe maßgeblich, sondern auch ökonomische (Bodenpreise, Mietkosten).

Ähnlichkeit in den Einstellungen und Meinungen: Ergeben sich im Kontakt zwischen Personen Gelegenheiten zu Gesprächen, und werden dabei ähnliche Einstellungen und Meinungen wahrgenommen, dann sind einander die Kommunikationspartner zumeist sympathischer (s. Kerckhoff & Davis, 1962; Byrne & Nelson, 1965). Dies ist allerdings nur dann der Fall, wenn die Einstellungen und persönlichen Eigenschaften, in denen Übereinstimmung herrscht, auch bei der Person selbst als positiv empfunden werden, bzw. wenn aus diesen keine Konkurrenzsituationen mit der Kontaktperson erwartet werden können.

Attraktivität und Kompetenz: Eine umfassende Darstellung der Rolle der physischen Attraktivität für menschliche Beziehungen bringen Berscheid & Walster (1974). Zweifellos variieren die Vorstellungen über Attraktivität mit dem Geschlecht, dem Alter, dem Status, und vor allem mit dem Kulturkreis, aber innerhalb der jeweiligen Referenzgruppen besteht weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich der Beurteilung dieser Eigenschaft (Forgas, 1987). "Attraktive" Menschen werden stereotyp in vielen anderen Eigenschaften (Sympathie, Berufskompetenz, Status, Intelligenz) ebenfalls tendenziell als besser beurteilt als nicht attraktive. Ein ähnlicher "Halo-Effekt" tritt auch bei der Beurteilung kompetent erscheinender Personen auf, und zwar unabhängig davon, ob man sich aus dem Kontakt mit ihnen (etwa bei Kooperation) persönliche Vorteile erwarten kann oder nicht. Offenbar wird gegenüber attraktiven und kompetenten Personen ein gewisses Vorschußvertrauen entwickelt, das sich im Sinne der sogenannten „selbsterfüllenden Prophezeiung“ oft auch bestätigt.

Komplementarität der Bedürfnisse: Vor allem für enge persönliche Beziehungen gilt, daß sie an Stabilität gewinnen, wenn die wechselseitigen bedürfnisbezogenen Anforderungen möglichst gut erfüllt werden (Winch, 1958: „Komplementaritäts-Hypothese“; Kerckhoff & Davis, 1962). Wenn allerdings in privaten Beziehungen (Partnerschaften) zu hohe Erwartungen an eine Harmonisierung der wechselseitigen Bedürfnisbefriedigung gegeben sind, führen die daraus resultierenden Enttäuschungen üblicherweise zu einer Verschlechterung des Beziehungsklimas (Fincham & Bradbury, 1989).

Austauschgerechtigkeit: Menschen tendieren im allgemeinen dazu, zwischenmenschliche Interaktionen unbewußt auch als Tauschprozesse zu interpretieren. Dabei werden nicht nur quantifizierbare Tauschobjekte, wie Nachrichten, Güter und Dienstleistungen, als „Investitionen“ gesehen, sondern auch kaum oder nicht quantifizierbare soziale Beiträge der Person, wie Attraktivität, Prestige, Status, Erfahrung, Emotionalität oder soziale Kompetenz (Homans, 1968; Müller & Crott, 1978). Das Ergebnis des Vergleichs zwischen subjektiven „Investitionen“ und subjektiv erzieltm „Gewinn“ wird auf Basis von Gerechtigkeitsnormen eingeschätzt (Lerner, 1974), wonach - je nach Art des Beitrags-Ertrags-Verhältnisses - entweder Unmut und Ärger über eine vermeintliche Benachteiligung, oder auch Unsicherheit und Schuldgefühle über einen unverdienten Vorteil entstehen. Die Sensibilität für Ungerechtigkeiten, in denen man sich selbst als Verlierer sieht, ist verständlicherweise größer als für jene, in denen andere die vermeintlichen Verlierer sind (Adams, 1965). Subjektive Gerechtigkeit und Reziprozität in sozialen Beziehungen wird oft als sehr erstrebenswert empfunden und korreliert positiv mit Lebenszufriedenheit (Antonucci & Jackson, 1990).

Beziehungs- und Kommunikationsnormen: Argyle und Henderson (1986) organisierten Befragungen von fast 1000 Personen in vier verschiedenen Kulturen (Großbritannien, Italien, Hongkong und Japan) über die Vorschriften und Verbote innerhalb verschiede-

ner Sozialbeziehungen. Sie faßten jene Beziehungsregeln, die für alle vier untersuchten Kulturen und für fast alle 22 einbezogenen Beziehungsformen von den Befragten als wichtig erachtet wurden, wie folgt zusammen:

1. Respektieren der Intimsphäre des anderen;
2. Augenkontakt während des Gesprächs;
3. Keine öffentliche Kritik am anderen;
4. Keine Diskussion vertraulicher Mitteilungen.

Zum Thema Beziehungsförderung durch Konfliktvermeidung und Konfliktlösung im sozialen Umfeld gibt es viele Erkenntnisse der Kommunikationspsychologie (Schwäbisch & Siems, 1974; Hargie, 1986; Schultz von Thun, 1993; Günther & Sperber, 1993), die sich im wesentlichen durch fünf *Kommunikationsregeln* zusammenfassend beschreiben lassen (n. Maderthaner, 1989):

- *Präzisieren*: In potentiellen Konfliktsituationen - z.B. zwischen Wohnungsnachbarn - können Mißverständnisse bereits dadurch oft vermieden werden, daß so weitgehend wie möglich von der spontanen körpersprachlichen (Blicke, Gesten, Körperhaltung, ...) zur besser kontrollierbaren und differenzierungsfähigen wortsprachlichen Kommunikation übergegangen wird.
- *Konkretisieren*: Viele Auseinandersetzungen entstehen durch Verallgemeinerung der Kritik an einer Verhaltensweise oder Verhaltensgewohnheit auf die ganze Person des anderen (Pauschalierung) oder durch Generalisierung der eigenen Aussagen in Richtung Vergangenheit ("Alte Hüte") bzw. Zukunft (z.B. pessimistische Prognosen, resignative Äußerungen).
- *Subjektivieren*: Anklagende Sätze, die mit "Sie sind ..." beginnen, rufen oft Aversion und Ab- oder Gegenwehr beim andern hervor; verallgemeinernde Behauptungen und Formulierungen, die mit "Man ..." beginnen, entmündigen den Gesprächspartner und beinhalten einen Wahrheitsanspruch, der den Konflikt verschärft. Empfohlen wird daher ein subjektivierender Kommunikationsstil ("Ich-Form").
- *Semantisieren*: Je mehr zusätzliche Informationen über die eigene, innere Befindlichkeit (Gefühle, Wünsche, Bedürfnisse) und über die subjektive Bedeutung des jeweiligen Anliegens gegeben werden können, desto mehr Verständnis kann dafür geweckt werden (und damit Kompromißbereitschaft bei Konflikten).
- *Pragmatisieren*: Die erwünschte Verbesserung der beklagten Situation sollte so anschaulich und handlungsnah wie möglich formuliert werden, am besten also als Verhaltenswunsch oder Handlungsvorschlag, der für den anderen überschaubar und durchführbar erscheint.

Soziale Kontaktdichte

Ein traditionelles Problem der Stadtforschung bezieht sich auf die Effekte hoher *sozialer Dichte* auf das menschliche Erleben und Verhalten (s. Friedrichs, 1981). Viele Anregungen zu dieser Thematik kamen von den Ethologen, die darauf hinwiesen, daß in Tiergesellschaften Einschränkungen des verfügbaren (bzw. artengerechten) Territoriums im allgemeinen ein Ansteigen aggressiver Reaktionen, eine Zunahme gewisser Störungen im Paarungsverhalten, verminderte Fortpflanzungsraten und eine höhere Sterblichkeit zur Folge haben (Leyhausen, 1968).

Ein nicht unerhebliches Problem bei Dichteuntersuchungen ist die Wahl des Dichtemaßes, welches der jeweiligen empirischen Fragestellung angepaßt sein sollte. Man kann nämlich zwischen der *Wohndichte* (Einwohner/ha), der *Behausungsziffer* (Wohnungsanzahl / Wohngebäude), der *Anzahl der Räume* pro Wohneinheit, der *Belegungsziffer* oder *-dichte* (Einwohner / Wohnung) oder der *Anzahl von Personen* pro Raum unterscheiden. Galle et al. (1972; zit. nach Friedrichs, 1981) untersuchten für 75 Teilgebiete von Chicago den Zusammenhang zwischen verschiedenen sozialen Dichtemaßen einerseits und Indikatoren "sozialer Pathologie" andererseits (Sterblichkeitsrate, Jugendkriminalitätsrate, Anteil an Wohlfahrtsempfängern, Aufnahmen in Psychiatrische Anstalten), wobei eine statistische Kontrolle sozioökonomischer Statistiken erfolgte (Einkommen, Schicht, Anteil Farbiger). Es zeigte sich, daß die positiven Korrelationen ($0.28 < r < 0.49$) zwischen Wohndichte (Einwohner/ha) und den sogenannten Sozialpathologie-Indikatoren nach Auspartialisierung der sozioökonomischen Kontrollvariablen gegen Null gingen, während bei Verwendung von Dichtemaßen, die den *persönlichen Raum* bzw. die *Anzahl von Sozialkontakten* pro Raumeinheit charakterisierten (wie viele Personen in einem Raum, wie viele Wohneinheiten in einem Gebäude sind), die Korrelationen trotz Auspartialisierung relativ hoch blieben ($0.28 < r < 0.49$). Ebenso zeigte sich in Wohnerhebungen, daß soziale Dichte innerhalb von Wohnungen stärker beeinträchtigend wirkt als jene im Wohngebiet oder im Stadtviertel (Booth & Cowell, 1976; Streufert & Nogami, 1980). So stellten Planz und Mitarbeiter (1976) an einer Zufallsstichprobe von über tausend 50jährigen Bürgern von Hannover fest, daß bei Männern mit viel Wohnraum (0.1 - 0.6 Personen / Raum) etwa 50% weniger an Ulkus-Erkrankungen litten als bei solchen mit wenig Wohnraum (0.6 - 2.5 Personen / Raum).

Viel beachtet wurden die amerikanischen Untersuchungen von Baum und Mitarbeitern (Baum & Koman, 1976; Baum & Valins, 1979; Baum & Davis, 1980) über psychische und soziale Einflüsse hoher Kontaktdichte in Studentenheimen, bei denen man sich auf entstehende *Gedrängeerlebnisse* (*Crowding*), die Einengung des Freiheitsspielraumes (*Reaktanz*, Hilflosigkeit) und auf negative Sozialreaktionen (z.B. Kommunikationsvermeidung, Streittoleranz, Konkurrenzorientierung, Cliquenbildung) konzentrierte. Die wesentlichen Ergebnisse aus diesen Studien und die daraus ableitbaren Schlußfolgerungen für die urbane Situation sind in Abbildung 3 schematisch zusammengefaßt.

Zentrale Bedeutung für die Art des menschlichen Reagierens auf soziale Dichte dürfte die *soziale Kontrollüberzeugung* bzw. umgekehrt das Gefühl eines *sozialen Kontrollverlustes* haben: Herrscht bei einer Person der (subjektive) Eindruck vor, die aufgezungenen Sozialkontakte in befriedigender Weise für sich nützen bzw. bewältigen zu können, dann ergeben sich überwiegend positive Auswirkungen, andernfalls ist sowohl individuell als auch sozial mit negativen Konsequenzen zu rechnen (s. dazu Fischer & Stephan, 1990). Ob sich eine soziale Kontrollüberzeugung ausbilden kann, hängt von persönlichen, sozialen und ökologischen Faktoren ab (Maderthaner, 1982; Schultzgambard, 1990a, 1990b; Osnabrügge et al. 1985; Witte, 1994):

1. Extravertierte, emotional stabile, intern attribuierende Personen und solche mit guten Coping-Strategien (s.u.) reagieren vergleichsweise weniger sensibel auf "soziales Gedränge".
2. Situationen, in denen klare Rollenvorgaben vorherrschen, streng umrissene Aufgabenzuteilungen gegeben sind und eine Personalhierarchie deklariert ist, belasten allgemein weniger.

3. Wenn in Räumen, in denen sich viele Personen aufhalten, private "Territorien" zugeteilt werden, Sichtbarrieren und Nischen eingebaut sind, sowie Raumnutzungsregeln aufgestellt werden, dann reduziert dies ebenfalls die Crowding-Folgen (Streufer & Nogami, 1980; Müller & Nachreiner, 1985).

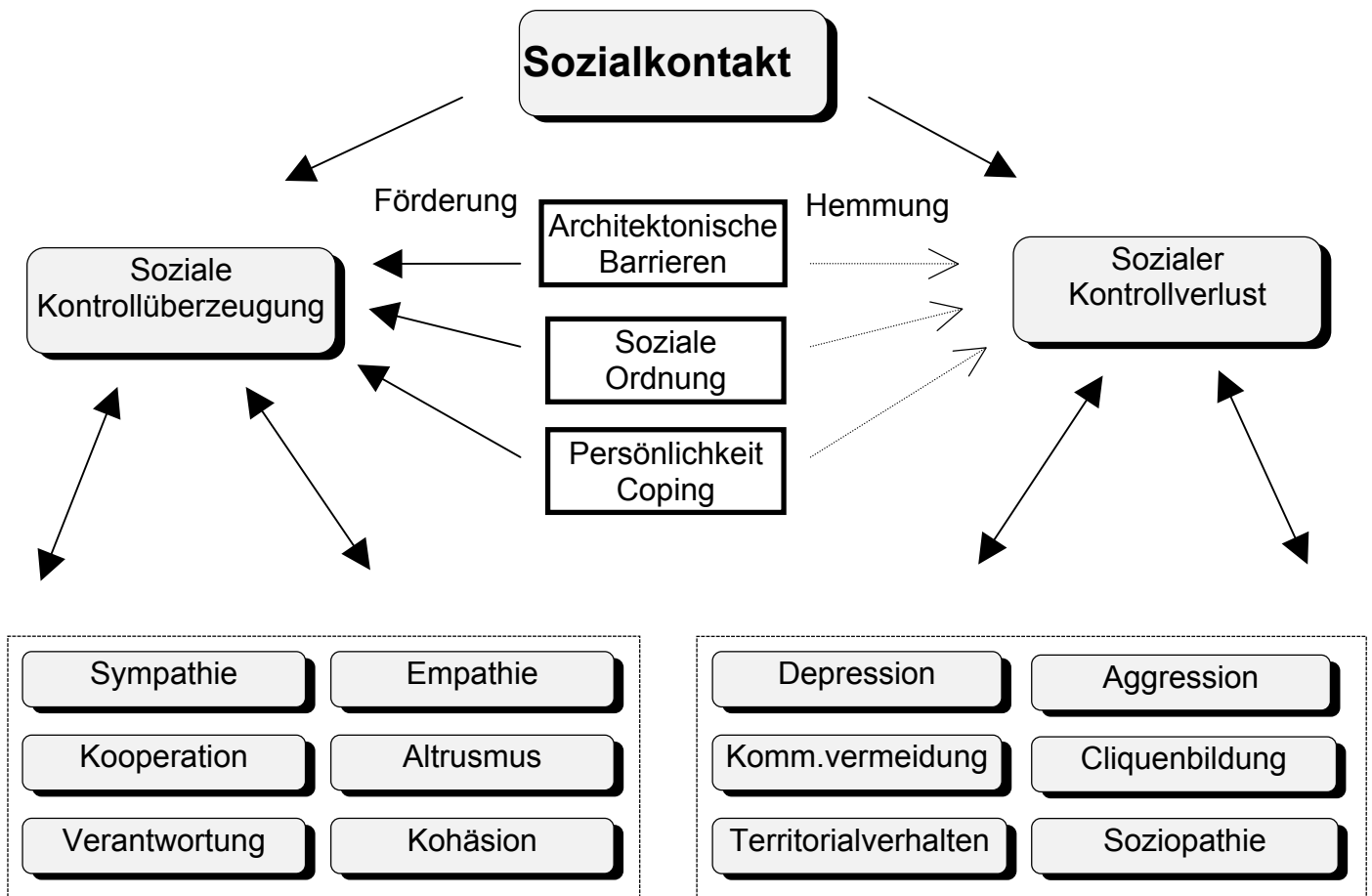


Abb. 3. Schematisierung psychischer und sozialer Effekte von Sozialkontakten sowie von intervenierenden Bedingungen.

Kommunikation und Segregation

Kommunikation zählt nicht nur zu den Grundbedürfnissen, sondern auch zu den Grundvoraussetzungen menschlicher Existenz, und hat somit auch wesentliche Bedeutung für die Gestaltung privater, beruflicher und nachbarschaftlicher Beziehungen (Jeffres et al., 1987; Maderthaner, 1990). Die Dynamik und Qualität von Kommunikationsprozessen wird von vielen verschiedenen Faktoren beeinflusst. Geschlecht, Alter, Status, Prestige, Einstellungen und Intentionen der Kommunikationspartner sind wichtig, aber auch die bereits erwähnte soziale Kontaktdichte, die Kommunikationsstruktur, die Kommunikationsthemen und die Kommunikationsformen (s. Maderthaner, 1989).

Die Intensivierung *interpersoneller Kommunikation* wirkt sich überwiegend förderlich auf das Zusammengehörigkeitsgefühl in Partnerschaften, Organisationen und Nachbarschaften aus, und steigert somit die Ortsverbundenheit und Ortsidentität im Siedlungsbereich (s. etwa Jeffres et al., 1987). Wie schon erwähnt, erleichtert die räumliche Nähe von Menschen im allgemeinen die Kommunikation, doch intensiviert werden angebaute soziale Beziehungen nur dann, wenn die täglichen Sozialkontakte nicht zu zahlreich sind ("social overload") und wenn die Kontaktpersonen auch Ähnlichkeiten im Alter, im Beruf, in der Schichtzugehörigkeit oder im Freizeitverhalten feststellen (Baum & Valins, 1979; Falde, 1987). Da mit der Höhe von Wohnbauten in der Regel auch die Wahrscheinlichkeit einer sozialen Kontaktaufnahme innerhalb des Hauses (Anonymitätsbedürfnis) und mit Bewohnern von Nachbarhäusern (Distanz) - vor allem bei Kindern - abnimmt (Guttman & Kühberger, 1974; Conway & Adams, 1977; Mundt, 1980), müssen Geschoßwohnungen ab dem vierten Stock als eher kommunikationsfeindlich bezeichnet werden. Dies gilt natürlich nur beschränkt für Appartements mit großer Wohnfläche und bei guter Ausstattung mit Gemeinschaftseinrichtungen (Kinderspielräume, Hobbyräume).

Als erhebliches Kommunikationshindernis in urbanen Räumen muß die *Segregation* angesehen werden, unter der man eine dysproportionale Verteilung bestimmter Bevölkerungsanteile über räumliche Teileinheiten eines Siedlungsgebietes versteht (s. dazu Friedrichs, 1981). Man spricht zum Beispiel von einer hohen Alters-, Schicht-, Berufs- oder ethnischer Segregation, wenn die Mitglieder solcher Bevölkerungsgruppen in bestimmten Bezirken einer Stadt weit stärker vertreten sind als in anderen. Friedrichs (1981, S. 275) führt die Schichtsegregation in Städten einerseits auf Einkommensunterschiede in der Bevölkerung und auf die daraus resultierende unterschiedliche Nutzbarkeit attraktiver Wohngebiete zurück, und andererseits auf den allgemeinen Wunsch, "zu dauerhaft räumlich nahen Personen auch eine niedrige soziale Distanz zu haben". Räumliche oder soziale Abgrenzung verschiedener Personengruppen fördert Cliquendenken (d.h. wechselseitige Vorurteilsbildung, Stigmatisierung und Dehumanisierung der Andersartigen), senkt aufgrund der anonymitätssteigernden Gruppenidentifikation das Verantwortungsgefühl gegenüber den Mitgliedern der "Fremdgruppe" und erhöht die wechselseitige Konflikt- bzw. Aggressionsbereitschaft (Bandura et al., 1975; vgl. Herkner, 1991).

Wenn nicht die Verteilung der Bevölkerung auf die Siedlungsregionen, sondern jene auf Gebäudetypen (Einfamilienhäuser, Reihenhäuser, Geschoßbauten) zur Analyse von Segregationsauswirkungen herangezogen wird - was als "*Bautypen-Segregation*" bezeichnet werden könnte -, lassen sich Einstellungs- und Verhaltenseffekte konstatieren, die überraschenderweise mit jenen bei regionaler Segregation vergleichbar sind. In einer österreichischen Siedlungsuntersuchung (in Linz Urfahr und Puchenau) beurteilten die Bewohner gleicher Bautypen (Einfamilienhäuser, Geschoßbauten) einander um durchschnittlich 15 - 30 Prozent vorteilhafter (d.h. häufigere Nennung von "sympathisch", "freundlich", "hilfsbereit") als die Bewohner anderer Gebäudetypen (Guttman & Kühberger, 1974). Da die Selbst- und Fremdeinschätzung der "Wohlhabenheit" fast gleich ausfiel, kann das Erlebnis eines Schichtkontrastes weitgehend ausgeschlossen werden. Übereinstimmend mit dem Ergebnis dieser Einstellungserhebung wünschten sich die Einfamilien- Reihenhausbewohner Sozialkontakte bevorzugt zu Bewohnern desselben Wohntyps (85%) als zu anderen (38%). Bereits in frühen amerikanischen Feldforschungen konnte ein deutlicher Abbau von rassistischen

(ethnischen) Vorurteilen und Einstellungen durch *Wohnintegration* erzielt werden, indem die Wohnungen in Häusern von Neubausiedlungen entweder vermischt ("integrated housing") oder homogen vergeben wurden (s. Friedrichs, 1981).

Telekommunikation

Da zwischen der Qualität sozialer Beziehungen und den gebräuchlichen *Kommunikationsformen* eine enge Wechselbeziehung herrscht, sind von der gegenwärtig in den USA und in Europa stark forcierten *Telematik* vielfältige Auswirkungen auch auf das Sozialleben in Städten zu erwarten. Der für die nächsten fünf Jahre prognostizierte Einsatz (bei ca. 5% - 10% der Bevölkerung) von Telekommunikation, Telearbeit, Teleeinkauf, Telebildung, Teleunterhaltung, Telekonsultation, Telemedizin, Teleerotik, Teledemokratie und anderweitigen Telediensten könnte die wirtschaftliche, ökologische und politische Situation massiv verändern (vgl. Nahrada et al., 1994). In dem Ausmaß, in dem private und öffentliche Dienstleistungen sowie immaterielle Güter vermehrt dezentral angeboten und so etwas wie "Teledörfer" ("globally integrated villages") entstehen würden, könnte unter anderem eine Reduktion des Kraftfahrzeugverkehrs, des Energieverbrauchs, (damit einhergehend) eine Verbesserung der Umweltsituation, eine Flexibilisierung des Arbeitsprozesses, eine größere Unabhängigkeit von den Öffnungszeiten der Behörden, Banken und Geschäfte, ein verbesserter Bildungszugang, eine intensivere Freizeitnutzung und eine Zunahme der wirtschaftlichen Prosperität erwartet werden. Die möglichen Nachteile, nämlich zunehmende Vereinsamung, Verletzungen der Privatsphäre, Verstöße gegen den Datenschutz ("gläserner Mensch"), verstärkte wirtschaftliche Abhängigkeit von Arbeitnehmern, weitere Zersiedelungstendenzen und Kommunikationsstörungen, werden zumeist übersehen oder als prinzipiell überwindbar angesehen (s. etwa Lanner, 1994).

Vor allem sollten aus psychologischer Sicht die Eigenarten der telematischen Kommunikation hinsichtlich zwischenmenschlicher Beziehungen genauer analysiert werden. Da die richtige Interpretation von Kommunikationsinhalten immer ein hohes Ausmaß an allgemeinem und situativem Vorverständnis voraussetzt (z.B. Kenntnis der Sprache, der Ausdrucksweise und des Erfahrungshorizontes des Gesprächspartners sowie des thematischen Kontextes), sollten Kommunikationseinheiten möglichst informativ sein, d.h. neben präzise formulierten Sachinformationen auch Kontext- und Beziehungsinformationen enthalten, und die Kommunikationssituation sollte überdies zulassen, daß eine kontinuierliche Verständnismeldung durch den Kommunikationspartner erfolgen kann (Nicken, Blickkontakt, Gesten, "Aha" etc.). Da bei den meisten gebräuchlichen Formen der *Telekommunikation* der visuelle Informationsanteil fehlt, sind die kontinuierlichen Sprechakte länger, es muß mehr gefragt werden, und die Unsicherheit über informationsbezogene Reaktionen des Partners ist größer als bei direkten Gesprächssituationen (Rutter, 1987; Short et. al, 1976). Durch den Wegfall vieler nonverbaler Cues sind außerdem Beziehungsinformationen wie etwa Anerkennung und Lob weniger glaubwürdig, Kritik dagegen wird massiver empfunden und eskaliert leicht (z.B. "Flaming"-Attacken bei E-Mail-Kommunikation). Ohne mit einer anderen Person in physischem Kontakt zu stehen bzw. sie zumindest zu sehen (z.B. über Videophon), ist es außerdem sehr schwierig, eine enge, gefühlsmäßige Beziehung zu ihr aufzubauen, weil

die Konversation medienbedingt stärker aufgaben- bzw. sachorientiert abläuft (Argyle, 1992).

Sehr rasant entwickeln sich in letzter Zeit verschiedene Arten der *Computer-Kommunikation* ("computer mediated communication"), wie etwa das Electronic-Mail-System, Telnet-Anwendungen, Computerdiskussionen, Computerkonferenzen, WWW-Server u.ä.. In einer amerikanischen Befragung testete man verschiedene Kommunikationsmedien, wie mündlichen Dialog ("face-to-face conversation"), Fernsehen, Radio, Telefon, Printmedien, Zeitungen und Computer, und zwar hinsichtlich ihrer Funktion, bestimmte Kommunikationsbedürfnisse (Entspannung, Unterhaltung, Zeitvertreib, Bildung, Ablenkung, Sozialkontakt) zu befriedigen. Da kamen für den mündlichen Dialog die höchsten, und für den (zumeist nicht vernetzten) Computer die niedrigsten Bewertungen hinsichtlich des allgemeinen Befriedigungsmaßes zustande (Perse & Courtright, 1993). Walther und Burgoon (1992) verglichen in einem Experiment über fünf Wochen die Entwicklung partnerbezogener Kommunikation zwischen Teilnehmern einer Computer-Konferenz und einer üblichen Konferenz und kamen zu dem Schluß, daß sich bei der Gruppe mit Computer-Kommunikation anfangs zwar ebenfalls jener aus früheren Untersuchungen (z.B. Short et al., 1976; Hiltz et al., 1986) bekannte aufgabenorientierte, unpersönliche, statusegalisierende und manchmal emotional negativ überschießende Kommunikationsstil einstellte, daß dieser sich aber nach mehreren Wochen doch dem persönlicheren Kommunikationsstil der Face-to-Face-Konferenzen angleich. Die Autoren meinen daher, daß sich auch bei dieser jungen Kommunikationsform kultivierte Umgangsformen einspielen können, nur mit einer größeren Verzögerung als bei direktem Gesprächskontakt. Wie eine deutsche Pilot-Studie in einer Firma zeigte, wird Computer-Kommunikation (auf dem derzeitigen technischen Entwicklungsstand) vor allem für solche Nutzungsarten eingesetzt, bei denen kurze Mitteilungen möglichst schnell, verlässlich, schriftlich dokumentiert und ohne Notwendigkeit für ein unmittelbares Feedback übertragen werden sollen (Wiest & Holland, 1992).

In van Dijks (1993) psychologischer Analyse der neuen Medien werden diesen fast ebenso viele positive wie negative Auswirkungen auf das Zusammenleben des Menschen zugeschrieben, so daß jedenfalls deren Gesamteinfluß auf das Stadtleben nur unzureichend vorhergesagt werden kann. Weitgehend unbestritten ist jedoch, daß durch Einsatz des Computers und der Telematic bei älteren oder behinderten Personen eine erhebliche Verbesserung in der Lebensqualität erreichbar ist (Ryan & Haeven, 1986).

Partizipation und Mitbestimmung

Bei der Errichtung von Bauwerken und Umbauten, oder bei Infrastrukturmaßnahmen können verschiedene Formen der direkten und indirekten Partizipation stattfinden. Die sanfteste Form der Einflußnahme auf Projekte besteht darin, *Informationen* einzuholen und Interesse zu bekunden. In weiterer Folge ist es möglich, mündlich oder schriftlich Stellung zu nehmen, sich also an *Unterschriftenaktionen*, *Hearings*, *Protestveranstaltungen* und *Bürgerinitiativen* zu beteiligen. Bei Bauvorhaben kann man an *Anraineranhörungen*, bei größeren Projekten auch an *Bürgerbeteiligungen* teilnehmen (s. Rosenberg, 1994). Im Sozialwohnbau oder bei staatlich geförderten Wohnbauten können *Planungsbeteiligungen* inbegriffen sein (s. Österreichischer Wohnbund, 1993), in späterer Bauphase sind auch handwerkliche *Eigenleistungen* bzw. *Selbstbauaktivitäten* möglich

(Zimmermann, 1993). Nach der Errichtung eines Wohnbaus kann Mitbestimmung durch Einflußnahme auf dessen *Verwaltung* erfolgen, und schließlich dient die *Evaluation* des Projektes durch die Bewohner oder sonstigen Nutzer ("post-occupancy-evaluation", "ex-post evaluation") der Erstellung von Richtlinien für eventuelle Nachbesserungen oder der Kriterienerstellung für neue Vorhaben (Linneweber, 1988; Keul, 1989).

Partizipation hat überwiegend - und speziell bei zusätzlicher Unterstützung durch Fachleute (Architekten, Techniker, Psychologen, ...) - langfristig positive Konsequenzen auf die Gestaltung der Lebensumwelt (Kubinger & Kubinger, 1985; Kubinger & Kubinger, 1986b). Zum einen ermöglicht sie eine bessere Adaptation an die Bedürfnisse der von der Planung betroffenen Personengruppen, und zum anderen ergibt sich aus dem Bewußtsein, an der Entwicklung mitgewirkt zu haben, eine *subjektive Aufwertung* des Projektes (*Rechtfertigung des Aufwandes*) und *weniger Widerstand (Reaktanz)* gegen unvermeidliche Sachzwänge. Man schätzt, daß sich etwa 30% der erwachsenen Bevölkerung Deutschlands bereits an Partizipationsaktivitäten beteiligt haben und daß die meisten legalen Partizipationsformen von einer großen Mehrzahl der Bevölkerung akzeptiert werden (s. Rohrman, 1990). Nach Rohrman et al. (1983) hängt die Bereitschaft zur Partizipation bei Umweltproblemen in Wohngebieten vor allem von vier Faktoren ab:

1. Von der wahrgenommenen aktuellen und zukünftigen Umraumqualität,
2. von dem politischen Interesse der Person,
3. von der Einstellung gegenüber Partizipationsformen und Partizipationsinstitutionen und schließlich
4. von dem Wissen über die lokalen Bedingungen.

In negativer Weise kann sich allerdings die Wahrnehmung von Partizipationsmöglichkeiten so auswirken, daß unrealistisch *hohe Erwartungen* an das Ergebnis herangetragen werden. Wenn dann die tatsächlich durchführbaren Maßnahmen nicht den Idealvorstellungen entsprechen, können bei Mitbestimmungsprojekten auch schlechtere Zufriedenheitswerte registriert werden als im anonymen Wohnbau. Die subjektive Überzeugung, auf die eigene Hausgemeinschaft oder die soziale Situation im Arbeitsbereich einen Einfluß ausüben zu können, trägt wesentlich zur Wohn- bzw. Arbeitszufriedenheit bei (Cooper & Rodman, 1994; Israel et al., 1989). Wie schon erwähnt, ist insbesondere bei älteren Menschen der Eindruck, auf andere (noch) einwirken zu können (*interne Kontrollüberzeugung*) und von anderen nicht zu stark kontrolliert zu werden (*Autonomie*), für die Lebenszufriedenheit besonders entscheidend (Bergener & Kranzhoff, 1988; Heineken & Späth, 1988).

Für einen Anteil von etwa 0.2% - 0.4% der Bevölkerung (15.000 - 27.000) dürften gemäß der von Haider (1984) referierten Forschungsprojekte und Befragungen *Wohngemeinschaften* eine alternative Wohn- und Haushaltsform darstellen. Bei der zitierten österreichischen Erhebung, die sich auf 36 Gruppen (187 Erwachsene und 25 Kinder) bezog, schwankt der Anteil an Studenten zwischen 30 und 60 Prozent, die Gruppengrößen betragen bei 75 Prozent der Gemeinschaften 4 und 6 Personen und die dominierenden "Beziehungstypen" waren Einzelpersonengruppen (31% der Gruppen), Einzel- und Paargruppen (31%) sowie reine Paargruppen (19%). Das Durchschnittsalter lag bei 24 Jahren (nur wenige Mitglieder waren über 30 Jahre), die durchschnittliche Wohndauer in einer Wohngemeinschaft war 20 Monate, und der Bildungsstandard lag mit etwa 50% bis 70% Mittel- und Hochschulabsolventen relativ hoch. Daß hier neue For-

men des zwischenmenschlichen Kontaktes gesucht werden, lassen die häufig genannten Motive der Bewohner erkennen: Überwindung von Isolation und Wunsch nach persönlichen Beziehungen (69%), Ablehnung der bürgerlichen Lebensform (61%), Wunsch nach persönlicher Entfaltung (55%), wirtschaftliche Vorteile (42%), und relativ weit unten: Sexuelle Befreiung (11%). Außerdem verstehen sich etwa 15 - 30 Prozent als politisch engagiert.

Viele Planungsfachleute stehen der Partizipation allgemein - und speziell im Wohnbau - ablehnend gegenüber. Sie begründen dies hauptsächlich mit der Gefahr von Fehlplanungen durch Laien, mit zu erwartenden Verzögerungen bei der Baurealisierung und mit wirtschaftlich nicht zu akzeptierenden Verteuerungen von Partizipationsprojekten. Dabei wird meines Erachtens häufig übersehen, daß erfolgreiche Mitbestimmung - wie jede erfolgreiche Gruppenarbeit - Information, Kommunikation und Kooperation voraussetzt. Wenn daher nicht zumindest in der Anfangsphase des Projektes der jeweiligen Partizipationsgruppen ein Mindestmaß an *organisatorischer und fachlicher Unterstützung* geleistet wird (Verteilung von Adressenlisten, Abstimmung der Treffen und Treffpunkte, Vervielfältigung von Informationen, Rollenaufteilung nach Kompetenz, unvoreingenommene Fachberatung, gruppenspezifische Beratung, ...), sind die Ziele natürlich zumeist kaum erreichbar. Beachtliche Mitbestimmungsergebnisse ergaben sich jedoch tatsächlich dann, wenn Vereinigungen oder Vereine, die den Nutzer- bzw. Konsumenteninteressen nahestehen, unter Beiziehung von einschlägigen Fachleuten die Betreuung übernahmen (s. Österreichischer Wohnbund, 1993).

Ein in den USA seit mehr als dreißig Jahren bei Scheidungs-, Rassen- und Umweltkonflikten praktiziertes Vermittlungsverfahren, nämlich die *Mediation*, setzte sich in den letzten Jahren auch in Europa immer stärker durch (Eybisch, 1995; Claus & Wiedermann, 1994). Es wird dabei ein unbeteiligter Vermittler (manchmal auch mehrere) eingesetzt, der organisatorisch dafür zu sorgen hat, daß a) möglichst viele Vertreter der an einem Konflikt beteiligten Interessengruppen einbezogen werden, b) daß diese möglichst repressionsfrei miteinander ins Gespräch kommen, daß c) alle Beteiligten gleichen Zugang zu relevanten Informationen haben, daß d) zielorientiert, aber nicht unflexibel an der Problemlösung gearbeitet wird und daß e) die Autonomie und die Interessenlage der Teilnehmer grundsätzlich anerkannt wird (Eybisch, 1995). Bei einigermaßen fachgerechter Durchführung eines Mediationsprozesses lassen sich nach Wiedermann (1994, S. 180) unter anderem Genehmigungsverfahren verkürzen, Gerichtsverfahren vermeiden, Konflikte versachlichen und tragfähige Konfliktlösungen anbahnen.

Literaturverzeichnis

- Abele, A. & Becker, P. (Hrsg.) (1991), Wohlbefinden, Theorie - Empirie - Diagnostik. Weinheim: Juventa.
- Adams, J.S. (1965). Inequity in social exchange. In L. Berkowitz (Ed.), Advances in experimental social psychology (Vol. 2.). New York: Academic Press.
- Adams, R. E. (1992). Is happiness a home in the suburbs? The influence of urban versus suburban neighborhoods on psychological health. Journal of Community Psychology, 20 (4), 353-372.
- Angell, R.C. (1974). The social integration of selected american cities II. American Journal of Sociology, 80, 607-629.
- Antonucci, T. C. & Jackson, J. S. (1990). Social support and reciprocity: A cross-ethnic and cross-national perspective. Special Issue: Predicting, activating and facilitating social support. Journal of Social and Personal Relationships, 7 (4), 519-530.
- Argyle, M. & Henderson, M. (1986). Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Paderborn: Junfermann.
- Argyle, M. (1987). The psychology of happiness. London: Methuen.
- Argyle, M. (1992). The psychology of everyday life. London: Routledge.
- Bandura, A., Underwood, B. & Fromson, M.E. (1975). Disinhibition of aggression through diffusion of responsibility and dehumanization of victims. Journal of Research in Personality, 9, 253-269.
- Baum, A. & Davis, G. E. (1980). Reducing the stress of highdensity living: An architectural intervention. Journal of Personality and Social Psychology, 20, 385-401.
- Baum, A. & Koman, S. (1976). Differential response to anticipated crowding: Psychological effects of social and spacial density. Journal of Personality and Social Psychology, 34, 526-536.
- Baum, A. & Valins, S. (1979). Architectural mediation of residential density and control: Crowding and the regulation of social contact. In L. Berkowitz (Ed.), Advances in Experimental Social Psychology (Vol.12). New York: Academic Press.
- Becker, P. (1982). Psychologie der seelischen Gesundheit (Bd.I). Göttingen: Hogrefe.
- Becker, P. (1991). Theoretische Grundlagen. In A. Abele & P. Becker (Hrsg.), Wohlbefinden. Theorie - Empirie - Diagnostik (S. 13-49). Weinheim: Juventa.
- Bergener, M. & Kranzhoff, E. U. (1988). State health and social situation of elderly persons living in a large city. International Journal of Geriatric Psychiatry, 3 (4), 293-301.
- Berkman, L. F. & Syme, S. L. (1979). Social networks, host resistance, and mortality: a nine year follow-up study of Alameda county residents. American Journal of Epidemiology, 109, 186-204.
- Berscheid, E. & Walster, E. (1974). Physical attractiveness. In L. Berkowitz (Ed.), Advances in experimental social psychology (Vol. 7). New York: Academic Press.
- Bloom, J. R. & Spiegel, D. (1984). The relationship of two dimensions of social support to the psychological well-being and social functioning of women with advanced breast cancer. Social Science and Medicine, 19 (8), 831-837.
- Boesch, J. & Meyer-Fehr, P. (1986). Streß, soziale Unterstützung und Gesundheit. In H. Klingemann (Hrsg.), Selbsthilfe und Laienhilfe. Alternativen einer Gesundheitspolitik der Zukunft? (S. 42-56). Zürich: ISPA-Press.
- Booth, A. & Cowell, J. (1976). Crowding and health. Journal of Health and Social Behavior, 17, 204-220.
- Bösch, J. & Meyer, P. C. (1991). Nachbarschaftshilfe für Gesunde und Kranke. Eine empirische Untersuchung in einem Züricher Stadtquartier über Zusammenhänge zwischen psychosozialer Belastung, sozialer Unterstützung und Gesundheit sowie über die Mobilisierbarkeit von Nachbarschaftshilfe (Bd. 14). Zürich: Arbeits- und Sozialwissenschaft.

- Bradburn, N. M. (1969). The structure of psychological well-being. Chicago: Aldine.
- Burton, I. (1990). Factors in urban stress. Journal of Sociology and Social Welfare, 17, 79-92.
- Byrne, D. & Nelson, D. (1965). Attraction as a linear porportion of positive reinforcement. Journal of Personality and Social Psychology, 1, 659-663.
- Campbell, A., Converse, P. E. & Rodgers, W. L. (1976). The quality of American life. New York: Sage.
- Claus, F. & Wiedemann, P. M. (Hrsg.). (1994). Umweltkonflikte. Vermittlungsverfahren zu ihrer Lösung. Taunusstein: Blottner.
- Conway, J. & Adams, B. (1977). The social effects of living off the ground. Habitat, 2, 595-614.
- Cooper, M. & Rodman, M. C. (1994). Accessibility and quality of life in housing cooperatives. Environment and Behavior, 26 (1), 49-70.
- Csikszentmihalyi, M. & LeFevre, J. (1989). Optimal experience in work an leisure. Journal of Personality and Social Psychology, 56, 815-822.
- Diener, E. & Larsen, R. J. (1984). Temporal stability an crosssituational consistency of positive and negative affect. Journal of Personality an Social Psychology, 47, 871-883.
- Diener, E. (1984). Subjektive well-being. Psychological Bulletin, 95, 542-575.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1994). Wider die Mißtrauensgesellschaft. München: Piper.
- Eybisch, C. (1995). Mediation: Wenn zwei sich streiten... Psychologie Heute, 22, (3), 42-49.
- Fincham, F. und Bradbury, Th.N. (1989). The impact of attributions in marriage: An individual difference analysis. Journal of Social and Personal Relationships, 6, 69-89.
- Fischer, M. & Stephan, E. (1990). Kontrolle und Kontrollverlust. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 166-175). München: Psychologie Verlags Union.
- Flade, A. (1987). Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Huber.
- Forgas, J. P. (1987). Sozialpsychologie. München: Psychologie Verlags Union.
- Friedrichs, J. (1981). Stadtanalyse. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Galle, O. R., Gove, W. R. & Mc.Pheron, J. M. (1972). Population density and pathology: What are the relations for man ? Science, 176, 23-30.
- Glatzer, W. & Zapf, W. (Hrsg.). (1984). Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Frankfurt: Campus.
- Glatzer, W. (1990). Messung der Lebensqualität. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 240-244). München: Psychologie Verlags Union.
- Goldschmidt, A.F. (1990). Land-Stadt- und Stadt-Land-Migration. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 576-583). München: Psychologie Verlags Union.
- Günther, U. & Sperber, W. (1993). Handbuch für Kommunikations- und Verhaltenstrainer. München: Reinhardt.
- Guttmann, G. & Kühberger, F. (1974). Wohnerfahrung und Wirtschaftlichkeit einer fußläufigen Gartenstadt- Ein- und Mehrfamilienhäuser aus der Sicht ihrer Bewohner. Wien: Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen.
- Hahlweg, K., Schindler, L. & Revenstorf, D. (1982). Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie. Berlin, Springer.
- Haider, E. (1984). Wohngemeinschaften in Österreich: Daten und Tendenzen einer gegenkulturellen Institution. Frankfurt/Main: Campus.

- Hargie, O. (Ed.). (1986). A handbook of communication skills. London: Routledge.
- Heineken, E. & Späth, G. (1988). Situative und differentiell-psychologische Determinanten der Lebenszufriedenheit im höheren Lebensalter. Zeitschrift für Gerontologie, 21 (5), 289-294.
- Herkner, W. (1991). Lehrbuch Sozialpsychologie. Bern: Huber.
- Hiltz, S. R., Johnson, K. & Turoff, M. (1986). Experiments in group decision making: Communication process and outcome in face-to-face versus computerized conferences. Human Communication Research, 13, 225-252.
- Hollingshead, A. B. & Redlich, F. C. (1958). Social class and mental illness. New York: Wiley.
- Homans, G. C. (1968). Elementarformen menschlichen Verhaltens. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Israel, B. A., Schurman, S. J. & et, al. (1989). The relation of personal resources, participation, influence, interpersonal relationships and coping strategies to occupational stress, job strains and health: A multivariate analysis. Work and Stress, 3 (2), 163-194.
- Jeffres, L.-W., Dobos, J. & Sweeney, M. (1987). Communication and commitment to community. Communication-Research, 16, 619-643.
- Kalleberg, A. L. & Loscocco, K. A. (1983). Aging, values and rewards: Explaining age differences in job satisfaction. American Sociological Review, 48, 78-90.
- Kerckhoff, A. C. & Davis, K. E. (1962). Value consensus and need complementarity in mate selection. American Sociological Review, 27, 295-303.
- Keul, A. (1989). Post-Occupancy Evaluation - in Österreich umweltpsychologisches Neuland (Kongreßbeitrag). Wien: Berufsverband Österreichischer Psychologen.
- Keul, A.G. (1993). Soziales Netzwerk - System ohne Theorie. In A. Laireiter (Hrsg.), Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung (S. 45-54). Bern: Huber.
- Kirmeyer, S. L. (1978). Urban density and pathology: A review of research. Environment and Behavior, 10 (2), 247-269.
- Kubinger, H & Kubinger, K. D. (1985). Wohnqualität aus psychologischer Sicht. In D. Albert (Hrsg.), Bericht über den 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft fuer Psychologie in Wien 1984 (Bd. 2, S. 858-862). Göttingen: Hogrefe.
- Kubinger, K. D., Kubinger, H., Trawöger, S., Stumm, G. & Klimek, St. (1986a). Psychologische Faktoren bei der Partizipation im Wohnbau. Langzeiteffekte und subjektive Wertssysteme (S. 45-75). In W. Blaha, G. Weber, R. Gärtner, K. Kubinger, M. Knoflacher, M. Koller, H.-G. Stidl & G. Strauss (Hrsg.), Mindestanforderungen an die Wohnumwelt. Wien: Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen.
- Kubinger, K. D. & Kubinger, H. (1986b). Psychologische Faktoren bei der Partizipation im Wohnbau. Langzeiteffekte und subjektive Wertssysteme (Forschungsbericht des Bundesministeriums für Bauten und Technik). Wien: BMfBT.
- Kühberger, A. (1992). Qualitätsmerkmale bei Mietwohnungen. Mitteilungen und Berichte des Institutes für Raumordnung und Wohnen, 4, 40-47.
- Laireiter, A. (1992). Merkmale des sozialen Stützsystems. In H. Schattovits, M. Beham, A. Laireiter, R. Muhr, E. Steiner & E. Wieser-Hörmann (Hrsg.), Beratung - soziale Netzwerke. Evaluierung des sozialen Umweldes von ratsuchenden Personen in Beratungsstellen (S. 8-40). Wien: Institut für Ehe und Familie.
- Lanner, S. (1994). Tele-Visonen. Wien: Österreichisches Nationalkomitee Kampagne für den ländlichen Raum.
- Latané, B. & Darley, J.M. (1968). Group inhibition of bystander intervention in emergencies. Journal of Personality and Social Psychology, 10, 215-221.
- Lerner, M. J. (1974). Social Psychology of justice and interpersonal attraction. In T. Huston (Ed.), Foundations of interpersonal attraction, New York: Academic Press.

- Levinger, G. & Snoek, J. D. (1972). Attraction in relationships. Morristown: General Learning Press.
- Lewinson, P. M. & MacPhillamy, D. J. (1974). The relationship between age and engagement in pleasant activities. Journal of Gerontology, 29, 290-304.
- Leyhausen, P. (1968). Vergleichendes über die Territorialität bei Tieren und dem Raumanspruch bei Menschen. In K. Lorenz (Hrsg.), Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens. München: Piper.
- Linneweber, V. (1988). Post occupancy evaluation in a master planned community. Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena - Gesellschaftswissenschaftliche Reihe, 37, 733-746.
- Lynch, J. J. (1977). The broken heart. New York: Basic Books.
- Maderthaler, R. und Schmidt, G. (1989). Stelzen und Pylonen. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Maderthaler, R. & Reiter, L. (1989). Sozialpsychologie der Partnerschaft. In R. Gisser, L. Reiter, H. Schattovits und L. Wilk (Hrsg.), Lebenswelt Familie. Familienbericht 1989 des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie (S. 333-353). Wien: Ueberreuter.
- Maderthaler, R. & Spielhofer, H. (1994). Lebensraumbezogene Grundbedürfnisse und deren familiengerechte Verwirklichung (Enquete-Bericht: Barrierefreies Wohnen - Barrierefreier Lebensraum). Wien: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie.
- Maderthaler, R. (1982). Architekturpsychologische Gesichtspunkte der Umweltgestaltung II. Humanökologische Blätter, 11, 55-96.
- Maderthaler, R. (1989). Kommunikationsprozesse. In E. Roth (Hrsg.), Organisationspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie (S. 487-504). Göttingen: Hogrefe.
- Maderthaler, R. (1990). Zur Bedeutung des Kontaktes und der Kommunikation für das menschliche Zusammenleben (Symposiums-Dokumentation: Nicht isoliert und doch für sich: Von der Gemeinschaft in Wohnprojekten bis zu neuen Formen im Umgang mit Nachbarn, 2. Interdisziplinäres Symposium Familienforschung in Österreich in Strobl, 1988). Wien: Institut für Ehe und Familie.
- Mayring, Ph. (1991). Die Erfassung subjektiven Wohlbefindens. In A. Abele & P. Becker (Hrsg.), Wohlbefinden. Theorie - Empirie - Diagnostik (S. 51-69). Weinheim: Juventa.
- McGhee, J. L. (1984). The influence of qualitative assessments of the social and physical environment on the morale of the rural elderly. American Journal of Community Psychology, 12 (6), 709-723.
- Müller, G. F. & Nachreiner, F. (1985). Subjektive Räume und tätigkeitsrelevante Erlebnisqualitäten im Büro. Psychologie und Praxis, 29, 15-24.
- Müller, G. F. & Crott, H. W. (1978). Gerechtigkeit in sozialen Beziehungen: Die Equity-Theorie. In D. Frey (Hrsg.), Kognitive Theorien der Sozialpsychologie. Bern: Huber.
- Mundt, H.W. (1980) Vorschulkinder und ihre Umwelt. Weinheim: Beltz.
- Nahrada, F., Stockinger, M. & Kühn, Ch. (1994). Wohnen und Arbeiten im Global Village. Durch Telematik zu neuen Lebensräumen. Wien: Falter.
- Near, J. P. & Rechner, P. L. (1993). Cross-cultural variations in predictors of life satisfaction: An historical view of differences among West European countries. Social Indicators Research, 29 (1), 109-121.
- Nölder, W. (1990). Gesundheitsverhalten in Freizeit und Urlaub. In R. Schwarzer (Hrsg.), Gesundheitspsychologie (S. 215-228). Göttingen: Hogrefe.
- Oppong, J. R. & Kennedy, L. W. (1988). Perceived quality of life in a centre-periphery framework. Social Indicators Research, 20 (6), 605-620.

- Osnabrügge, G., Stahlberg, D. & Frey, D. (1985). Die Theorie der kognizierten Kontrolle. In D. Frey & M. Irle (Hrsg.), Theorien der Sozialpsychologie. Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien (S. 127-174). Bern: Huber.
- Österreichischer Wohnbund (Hrsg.). (1993). Über Bewohnerbeteiligung zu Qualität: Innovativer Wohnungsbau und Stadterweiterung. Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen.
- Österreichisches Statistisches Zentralamt und Umweltbundesamt (Hrsg.). (1994). Umwelt in Österreich. Wien: Österreichische Staatsdruckerei.
- Perse, E. M. & Courtright, J. A. (1993). Normativ images of communication media. Mass and interpersonal channels in the new media environment. Human Communication Research, 19, 485-503.
- Pflanz, M., Wolf, E., Piccolo, P., Basler, H. D., Schwoon, D. R. & Collatz, J. (1976). Wohndichte und Krankheit. Medizin Mensch Gesellschaft, 1, 214-221.
- Richter, H.-E. (1989). Plädoyer für eine gesunde Stadt. Psychosozial, 37, 104-106.
- Rohrmann, B. (1990). Partizipation und Protest. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 645-653). München: Psychologie Verlags Union.
- Rohrmann, B., Prester, G. & Schellhammer, E. (1983). Bürgerbeteiligung bei Umweltproblemen in Wohngebieten (Workshop-Bericht). Mannheim: Universität, Sonderforschungsbereich 24 Sozialwissenschaftliche Entscheidungsforschung.
- Rosenberg, B. (Hrsg.). (1994). Vom Zuschauer zum Akteur. Modelle der Bürgerbeteiligung in kommunalen Planungsprozessen. Wien: Dr.-Karl-Renner-Institut.
- Rutter, D. R. (1987). Communicating by telephone. Oxford: Pergamon.
- Ryan, E. B. & Heaven, R. K. (1986). Promoting vitality among older adults with computers. Special Issue: Computer technology and the aged: Implications and applications for activity programs. Activities, Adaptation and Aging, 8 (1), 15-30.
- Schultz-Gambard, J. (1990a). Dichte und Enge. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 339-346). München: Psychologie Verlags Union.
- Schultz-Gambard, J. (1990b). Persönlicher Raum. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 325-332). München: Psychologie Verlags Union.
- Schulz von Thun, F. (1993). Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schwäbisch, L. & Siems, M. (1974). Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Schwarzer, R. & Leppin, A. (1989). Sozialer Rückhalt und Gesundheit: Eine Meta-Analyse. Göttingen: Hogrefe.
- Schwarzer, R. & Leppin, A. (1991). Soziale Unterstützung und Wohlbefinden. In A. Abele & P. Becker (Hrsg.), Wohlbefinden. Theorie - Empirie - Diagnostik. Weinheim: Juventa.
- Schwarzer, R. (Hrsg.). (1990). Gesundheitspsychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Segal, M. W. (1974). Alphabet and attraction: an unobtrusive measure of the effect of propinquity in a field setting. Journal of Personality and Sozial Psychology, 30, 654-657.
- Sherbourne, C. D., Meredith, L. S., Rogers, W. & Ware, J. E. (1992). Social support and stressful life events: Age differences in their effects on health-related quality of life among the chronically ill (research report). Santa Monica (USA), RAND.
- Short, J., Williams, E. & Christie, B. (1976). The Social Psychology of telecommunications. London: Wiley.

- Sosna, U. & Wahl, H. W. (1983). Soziale Belastung, psychische Erkrankung und körperliche Beeinträchtigung im Alter. Ergebnisse einer Felduntersuchung. Zeitschrift für Gerontologie, 16, 107-114.
- Spreitzer, E. & Snyder, E. E. (1974). Correlates of life satisfaction among the aged. Journal of Gerontology, 29, 454-508.
- Stones, M. J. & Kozma, A. (1986). "Happy are they who are happy . . .": A test between two causal models of relationships between happiness and its correlates. Experimental Aging Research, 12 (1), 23-29.
- Strehmel, P. & Degenhardt, B. (1986). Arbeitslosigkeit und soziale Netzwerke (Augsburger Berichte zur Entwicklungspsychologie und Pädagogischen Psychologie, Nr. 4). Augsburg: Universität, Lehrstuhl für Psychologie, Forschungsstelle fuer Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie.
- Streufert, S. & Nogami, G. (1980). Auswirkungen hoher sozialer und räumlicher Dichte auf das Problemlösungs- und Entscheidungsverhalten. Wehrpsychologische Mitteilungen, 14, 52-99.
- Taylor, S. E. & Brown, J. D. (1988). Illusion and well-being: A social psychological perspective on mental health. Psychological Bulletin, 103, 193-210.
- Titze, B. H. (1991) Die Bedeutung der Wohnsituation für die subjektive Lebenszufriedenheit alter Menschen. Ein Vergleich dreier Wohnformen für alte Menschen. Unveröff. Diss., Universität, Wien.
- Tognoli, J. (1987). Residential Environment. In D. Stokols & E. Altman (Eds.), Handbook of Environmental Psychology (S. 655-690). New York: Wiley.
- van Dijk, J. A. G. M. (1993). The mental challenge of the new media. Medienpsychologie, 5, 20-45.
- Walther, J. B. & Burgoon, J. K. (1992). Relational communication in computer-mediated interaction. Human Communication Research, 19, 50-88.
- Wiedermann, P. M. (1994). Mediation bei umweltrelevanten Vorhaben: Entwicklungen, Aufgaben und Handlungsfelder. In F. Claus & P., M. Wiedemann (Hrsg.). (1994). Umweltkonflikte. Vermittlungsverfahren zu ihrer Lösung. Taunusstein: Blottner.
- Wiest, G. & Holland, G. (1992). Neue Kommunikationsformen in Organisationen: Electronic Mail. Medienpsychologie, 4, 25-43.
- Winch, R. F. (1958). Mate Selection: A study of complementary needs. New York: Harper.
- Witte, E. H. (1994). Lehrbuch Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz.
- Zimmermann, G. (1993). Der gläserne Nutzer - Zur Funktionalisierung des architekturpsychologischen Denkens. In H. J. Harloff (Hrsg.), Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung (S. 7-16). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.

Inhaltsverzeichnis

URBANER LEBENSRAUM UND NUTZUNGSBEREICHE	1
LEBENSRAUMBEZOGENE BEDÜRFNISSE	3
LEBENSQUALITÄT UND LEBENSZUFRIEDENHEIT	5
BEDINGUNGEN FÜR LEBENSQUALITÄT	5
SOZIALE BEZIEHUNGEN UND BEZIEHUNGSNETZE	8
DETERMINANTEN DER BEZIEHUNGSENTWICKLUNG	10
SOZIALE KONTAKTDICHTE	12
KOMMUNIKATION UND SEGREGATION	14
TELEKOMMUNIKATION	16
PARTIZIPATION UND MITBESTIMMUNG	17
INHALTSVERZEICHNIS	26